

Kunos steile Kunst-Karriere

Autor(en): **Troll, Thaddäus**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **96 (1970)**

Heft 10

PDF erstellt am: **17.05.2024**

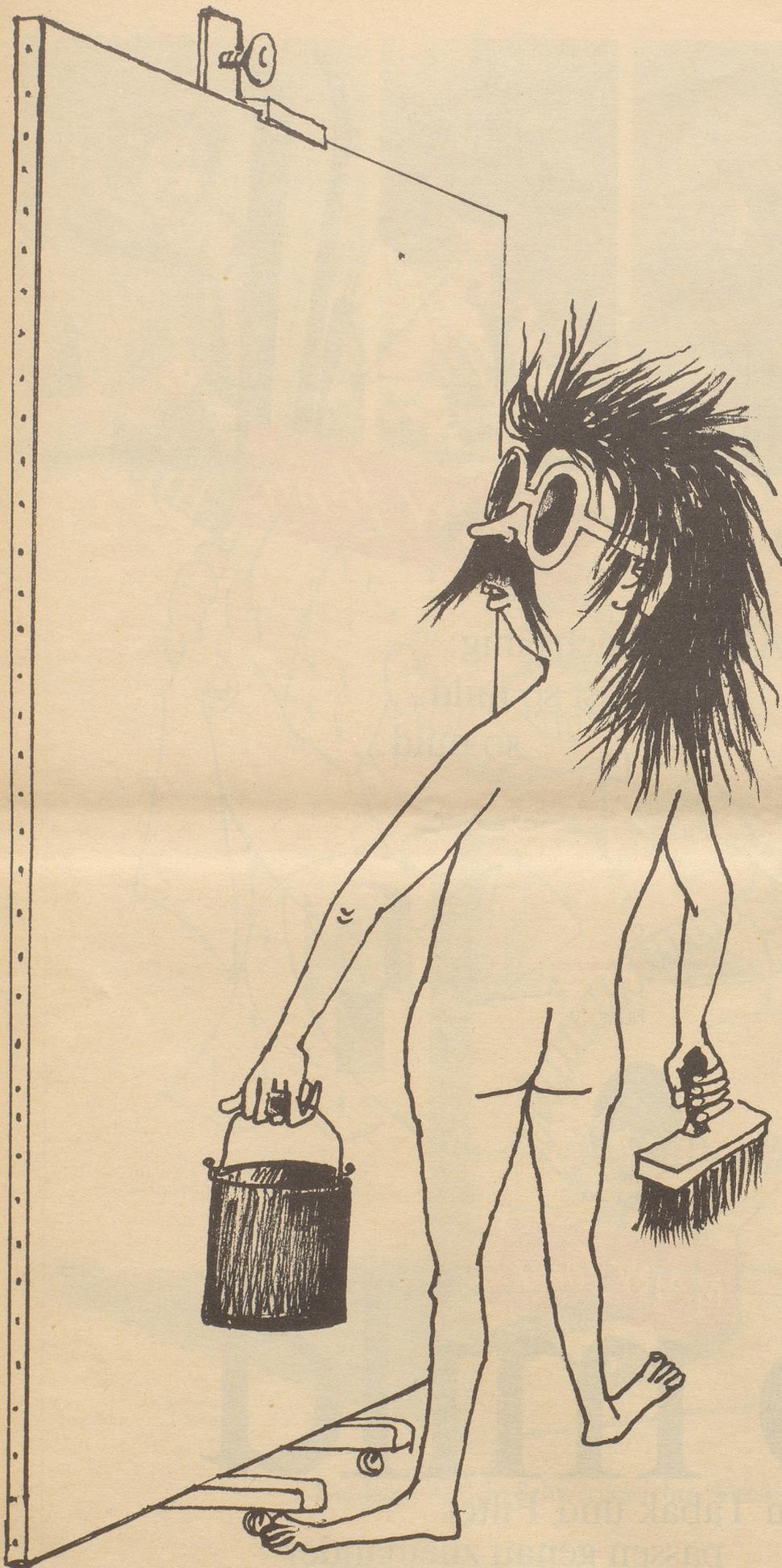
Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-509495>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Kunos
steile

Kunst-

Karriere

Registriert von Thaddäus Troll

Kuno Daibenzieher war als Maler so begabt, daß er von seiner Kunst nicht leben konnte. Deshalb spezialisierte er sich – es war vor vielen Jahren, als ländliche Gasthäuser ihre Räume noch mit Fresken ausmalen ließen – auf röhrende Hirsche.

Als der «Alte Fritz» in Plundersbach («Eigene Schlachtung») renoviert wurde, bot sich Kuno Daibenzieher an, gegen eine größere Zeche einen röhrenden Hirsch auf die Wand zu malen. Streng naturalistisch umgab er ihn mit allerlei Getier und Gepflanz aus den heimischen Wäldern. Bei einer Tagung des Bewirtungs- und Beherbergungsverbandes machte das Werk einen so starken Eindruck, daß bald kein Wirt mehr sein Lokal herrichten ließ, ohne bei Kuno einen röhrenden Hirsch zu bestellen.

Mit der Nachfrage nach Hirschen stieg deren Preis. Der Maler Daibenzieher lebte in gemäßigtem Saus, wenn auch nicht in Braus. Er war aus der gastronomischen Innenarchitektur des Landes nicht mehr wegzudenken. Seine Hirsche füllten eine schmerzhaft empfundene Lücke modernen Raumgefühls. Im «Wilden Mann» in Steinenkröll prunkte sein röhrender Hirsch, von Eichhörnchen belauscht. Im «Schwarzen Adler» zu Kruschtung sonnte sich ein anderer im Alpenglühn, von dessen Widerschein illuminiert sich das Tier im Bergsee spiegelte. Im «Ochsen»

in Schlampenbach konnte man zwei gleichzeitig röhrende und kämpfende Hirsche treffen, von einem Rudel Hirschkühen erwartungsvoll beäugt.

Bis sich die Dorfwirtshäuser auf den neuen Verbrauchergeschmack umstellten. Da stand statt Hausmacherwurst «Schaschlik orient», statt Saurer Nieren «Burgundischer Schlemmertost» und statt Eierkuchen «Omelette surprise» auf den Speisekarten. Doch die ungewohnten Namen trieben nicht die Qualität der Speisen, lediglich deren Preise in die Höhe.

Wo Innenarchitekten aus der nahen Kreisstadt das alte Holzgetäfel herausgerissen und durch Bambus, Teak, falschen Marmor, Mosaik und dreierlei Tapeten ersetzt hatten, wo die biedereren Wirtstöchter mürrischen Kellnern in ehemals weißen Jacken und das verstimmte Klavier einer Musicbox weichen mußten, der Landwein nicht mehr im Krug, sondern in einer Preßglas-Karaffe serviert wurde und vom Aufschwung der chemischen Industrie Zeugnis ablegte, wo es statt Landleberwurst Australischen Hirtenspieß mit Känguruhleber gab, da fühlten sich die röhrenden Hirsche nicht mehr wohl und wurden durch kühne Drahtplastiken ersetzt.

Kuno Daibenzieher konnte sich nur

durch radikale Umstellung vor dem Ruin retten. Zwar war er originell und konnte gut malen, das genügte aber nicht. Einen neuen Ismus galt es zu erfinden. Welches Glück, daß der Fischhändler Muff, auf seinen Waren sitzengeblieben, vor der Pleite stand! Daibenzieher erklärte die toten Tiere mit seiner Signatur zu «banalen Kunstwerken» und gründete die Galerie Daibenzieher und Muff. Die Fische wurden auf rohes Holz genagelt oder auf Pappe geklebt. So entstand der Piskizismus. Eine Katze, die eine angesammelte Heringscollage angefressen hatte, wurde zur Mitarbeiterin erklärt. Allerdings beschwerten sich viele Käufer piskizistischer Werke über den sich täglich steigernden Geruch, der mehr Fliegen als Bewunderer anzuziehen vermochte. Aber Daibenzieher erklärte, daß dieser Geruch als echter Inhaltsfaktor eine piscatorische Aussage sei. Ein großer Anfängererfolg wurde von der Zeitschrift «Homo hebes» geschürt, die bewies, der Piskizismus stünde weit über der kretisch-minoischen Kunst. Bis die Malerin Bethli Schlörgwil-Meier, die gegen Daibenzieher eine künstlerische Aversion empfand, einen ganzen Supermarkt zum Kunstwerk erklärte und den neo-naturalistischen Viktualismus begründete, wo-

mit das Ende des esoterischen Piskizismus besiegelt war.

Das kunstliebende Publikum der Landeshauptstadt war gespannt, wie Kuno Daibenzieher auf diesen Schlag der cleveren Kollegin reagieren würde, die unserem Künstler einst als echtes Anliegen nicht nur nahe gestanden hatte. Seine nächste Vernissage fand im überfüllten Saal statt, zumal angekündigt war, daß Professor Cäconius von der «Schule für Wirkung und Schauung» die Einführung spreche. Die irritierten Zuschauer sahen an den Wänden nur rohe Leinwand. Es herrschte das ehrfürchtige Schweigen der Ratlosigkeit, durchbrochen nur von dem Gezänk zweier Kunstdeuter. Dr. Stulte behauptete, die leere Fläche symbolisiere das Geworfensein ins Nichts, während Ralph Maria Schlaul hartnäckig die Ansicht vertrat, die Farbe der Leinwand sei wesentlicher Inhaltsfaktor. Isabelfarben, wie das Hemd der spanischen Prinzessin, die gelobt hatte, selbiges nicht zu wechseln, bis das belagerte Ostende erobert sei (es dauerte drei Jahre), stelle sich nämlich der Grundtenor unserer Existenz

dar, die Kuno Daibenzieher mit seiner Ausstellung fast symbolträchtig zu charakterisieren vermöge.

Professor Cäconius indessen überraschte in seiner Ansprache die Kunstkenner und -gönner mit einer wissenschaftlichen Erklärung. Er führte aus, das menschliche Auge sei nur fähig, Lichtwellen zwischen 400 und 700 Millikron zu schauen und zu erkennen. Daibenzieher aber habe mit Farbe gemalt, die außerhalb des menschlich erkennbaren Spektrums lägen: mit Infrarot und Ultraviolett. Die hier neu entdeckte sub- und superspektrale Malerei aber habe doppelte Wirkung: das Infrarot strahle die in Kulturkreisen so beliebte Wärme aus, während das Ultraviolett das menschliche Auge provoziere, es den Insekten gleich zu tun und seine Erkenntnismöglichkeit zu steigern.

Kaum hatte Cäconius geendet, da brach auch schon der Redeschwall los. Das Publikum akzeptierte die Deutung und ergänzte sich durch überraschende Wortkompositionen. Nur der Kritiker des «Abendkuriers», der mit der zersetzenden

Skepsis des Fachwissenden Vergleiche mit des Kaisers neuen Kleidern gezogen hatte, blamierte sich, als ein Bienenkorb in den Saal getragen und ein Immenvolk freigelassen wurde. Denn die klugen Tiere, deren Auge fähig ist, Ultraviolett zu erkennen, stürzten sich sofort auf die achtzehn Bilder, die mit dieser Farbe gemalt waren, wähhend, sie fänden dort Honig, während sie die lediglich mit Infrarot gemalten Kunstwerke mieden. Dabei entstand eine neue Manifestation, die Daibenzieher gar nicht vorprogrammiert hatte. Die Bienen bildeten nämlich auf den Bildern mobile Raumknoten, sukzessive Tiercollagen, flüchtige Schwirrspuren, ballettöse Gestikulationen in Reihung von Addition und Juxtaposition. So war später in der Zeitschrift «Homo hebes» zu lesen, wo der Apoidismus, wie man die Bienenkunst Daibenziehers bald in Fachkreisen nannte, als unmanipul-



lierbares Signalsystem zu vierstelligen Preisen hochgelobt wurde.

Die neue Kunstrichtung hatte Erfolg. Daibenziehers mit unsichtbaren Farben gemalte Bilder wurden gern gekauft. Nicht zuletzt weil die supraspektrale Malweise eine Nebenwirkung hatte, die ihr Schöpfer nicht vorausahnen konnte. Das Ultraviolett der Werke wirkte nämlich bräunend auf die menschliche Haut. In kurzer Zeit sahen die Besitzer Daibenzieherscher Spätwerke aus, als seien sie drei Wochen in St. Moritz oder in Arosa gewesen. So kam Daibenziehers Oeuvre auch dem Repräsentationsempfinden gehobener Kreise entgegen. Einzig Frau Fabrikbesitzerswitwe Blickle in Dußlingen, die sich eine halbe Stunde der ausdrucksstarken Leere eines Daibenziehers in Meditation hingegeben hatte, zog sich einen ziemlich schmerzhaften Sonnenbrand zu.